

**Burkhard Schröder Eine deutsche Karriere.
Auf- und Ausstieg des Detlef Nolde**

aus
Günter Grass et al. (Hg.):
In einem reichen Land.
Göttingen: Steidl 2002

Es ist kurz vor drei Uhr, die nächtlichen Straßen von Berlin-Treptow liegen wie ausgestorben. Ein schwarzer Audi rollt langsam auf die Kreuzung vor dem S-Bahnhof Adlershof zu, hält vor einer Ampel an. Die rechte hintere Tür des Wagens öffnet sich, zwei Männer stolpern heraus. Beide sind schwer alkoholisiert. Auf der anderen Seite steigen zwei weitere Männer aus. Sie rennen um das Heck des Autos. Binnen weniger Sekunden gibt es ein Handgemenge. Jemand zieht eine Sprühdose aus der Tasche, eine Tränengaswolke senkt sich über alle Beteiligten. Einer der Männer hat plötzlich ein langes Messer in der Hand. Er sticht zu, einmal, mehrere Male. Ein Körper fällt schwer zu Boden. Er hebt noch einmal die Hand, ein erstickter Schrei ertönt. Ein anderer Mann taumelt um den Wagen, preßt sich beide Hände auf das Herz, ein Strom von Blut quillt aus seinem Hemd. Er sackt auf den Rücksitz des Audis. Im Wagen sitzen noch zwei weitere Männer und ein Mädchen. Ein schwächlicher junger Mann mit auffälligem Kurzhaarschnitt rennt auf die Fahrbahn, schreit, wedelt mit den Armen und versucht, einen vorbeifahrenden Lieferwagen anzuhalten. Wenige Minuten später zuckt Blaulicht über den Platz, mehrere Krankenwagen, die Feuerwehr. Dutzende von Polizisten schwärmen aus. Es ist der 17. April 1997, exakt drei Stunden nach Mitternacht.

Der nächtliche Vorfall wird zur Topmeldung der Tageszeitungen. »Nazi-Krieg in Berlin«, titelt die *Bild*. Nach einer feucht-fröhlichen Verlobungsfeier in einem Gartenlokal wollten fünf Personen aus Wittenberg in Sachsen-Anhalt wieder nach Hause fahren, zwei weitere Gäste des Festes quetschten sich noch in den Wagen, um sich unterwegs absetzen zu lassen. Während der Fahrt schien es zu einem Streit gekommen zu sein. Der endete in einem Doppelmord. Das erste Opfer ist sofort tot; der Täter hatte sich noch einmal umgedreht und auf den am Boden Liegenden eingestochen. Das zweite Opfer verblutet auf dem Rücksitz des Wagens an einem Messerstich direkt ins Herz.

Zwei Morde in einer Nacht sind auch für die Hauptstadt Berlin ungewöhnlich. Noch außergewöhnlicher ist, daß alle Beteiligten – außer der jungen Frau – im ultrarechten Milieu verkehren. Der Messerstecher heißt Lutz Schillok, ein bekennender Neonazi aus dem Westen Berlins. Schillok gilt als Einzelgänger mit dem Hang zu paranoiden Verschwörungstheorien. Er sieht

sich, vor allem unter dem Einfluß von Alkohol, von Feinden umzingelt, zu denen auch die Gesinnungsgenossen gehören, die seiner Meinung nach mehrheitlich als Spitzel für diverse Geheimdienste arbeiten. Sein Kumpan, der Tränengas gesprüht hatte, ist Detlef Nolde, schon in der DDR fanatischer Nationalsozialist, Gründer mehrerer »Kameradschaften« in Berlin-Köpenick und Treptow, Organisator der sogenannten »Anti-Antifa«; Nolde war wenige Wochen zuvor gerade stolzer Vater eines Sohnes geworden.

Eines der Opfer, Chris D., war der »Kameradschaftsführer« aller Neonazis in Wittenberg. Der zweite Tote, Olaf Sch., war früher beim Wachregiment »Felix Dzierzinski« des Ministeriums für Staatssicherheit in der »Hauptstadt der DDR« gewesen und nach der Wende zu einem umtriebigen Bordellbesitzer im anhaltinischen Wittenberg geworden, bis ihn die Russenmafia seiner Etablissements unsanft entledigte. Der Fahrer des Wagens, Enrico P., hatte bei seinen »Kameraden« den zweifelhaften, aber zutreffenden Ruf, Spezialist im Knacken von Autos und, trotz seiner geringen Körpergröße, ein harter Schläger zu sein. Er hortete zudem im Kleiderschrank seiner Wohnung eine stattliche Anzahl scharfer Waffen. Der vierte Mann, der während der Bluttat auf dem Beifahrersitz geblieben war, ist Danny Thüring, Student der Betriebswirtschaft in Senftenberg. Er ist ebenfalls Neonazi, Gründer der »Kameradschaft Elbe-Ost«, die aus mehr als achtzig Mitgliedern und Sympathisanten bestand und die Umgebung Wittenbergs und die umliegenden Dörfer terrorisierte.

Detlef Nolde ist ein hagerer Mann mit Kurzhaarschnitt, stramm gescheitelt und sauber ausrasiert. Wer ihn nur flüchtig kennt, hält ihn für hart, distanziert und unzugänglich. Auf Bildern in Zeitungen und Antifa-Blätchen ist Nolde zu sehen, wie er mit Koppel und schwarzer Uniform Fahnen der verbotenen »Freiheitlichen Deutschen Arbeiterpartei« (FAP) schwenkt oder auf Neonazi-Demonstrationen in vorderster Reihe marschiert.

Nolde sitzt vier Jahre nach dem nächtlichen Vorfall in einem Café in Berlin-Kreuzberg und ringt mit den Worten. Seine Augen sind feucht, seine Finger umklammern die Tischkante, so daß die Knöchel weiß hervortreten. Zwei Jahre hat er gebraucht, um aus der rechten Szene auszusteigen. Im Knast ging er durch ein Tal der Tränen. Ein Suizid erschien ihm als die einzig mögliche Konsequenz. Er empfindet seine letzten Jahre als Höllentrip. Als hätte ein zynisches Schicksal Regie geführt, kreuzten sich in jener Nacht die Lebenswege mehrerer Menschen, die sich einer menschenverachtenden Ideologie verschrieben hatten. Die Überlebenden sollten die Chance bekommen, darüber nachzudenken, was zu der grauenhaften Bluttat geführt hatte. Nicht alle haben sie genutzt.

Auch Detlef Nolde hatte nicht sofort begriffen, was geschehen war. Wieder und wieder, in langen und schlaflosen Nächten, hat er sich jedes Detail in Erinnerung gerufen. In den ersten Minuten nach den tödlichen Messerstichen glaubte er noch, es habe eine kleine Prügelei unter »Kameraden« gegeben, wie sie bei dem in diesem Milieu häufigen exzessiven Alkoholgenuß nicht selten sind. Er hat sich angegriffen gefühlt, als es zu dem Handgemenge am Auto kam. Die Opfer kannte er nicht, den Messerstecher nur flüchtig.

Nolde sprüht Gas, das ihm selbst in die Augen gerät. Während sein »Kamerad« in blindem Haß auf die Opfer einsticht, steht er abseits und reibt sich die schmerzenden Augen. Er hat gar nicht mitbekommen, daß zwei Menschen in seiner unmittelbaren Nähe sterben. Außerdem ist er total betrunken.

Wenige Augenblicke später tritt Schillok an ihn heran: Er solle mitkommen. Die beiden Neonazis gehen über die Kreuzung. Dort versteckt sich Schillok in einem Gebüsch. Detlef Nolde begreift immer noch nicht, was mit dem anderen los ist. Er will nur noch nach Hause, seinen Rausch ausschlafen, und geht allein weiter. Er kommt nur einige hundert Meter weit. Mehrere Polizeibeamte umringen ihn und nehmen ihn fest.

Im Polizeirevier in der Bulgarischen Straße, unweit des Ehrenmals für die »Rote Armee«, versucht er, per Handy seine Frau anzurufen, um ihr mitzuteilen, daß man ihn, ohne ersichtlichen Grund, »verschleppt« habe. Die Beamten entreißen ihm jedoch das Telefon. Stunden später transportiert man ihn zur Polizeizentrale nahe des Flughafens in Berlin-Tempelhof. Dort eröffnen ihm die vernehmenden Beamten, daß es »sehr, sehr schlecht« für ihn aussehe. Immerhin gehe es um einen Doppelmord.

Doppelmord? Nolde fühlt sich, als sei er mit einem Schlag nüchtern geworden. Wer hat wen ermordet? Er denkt zunächst, man wolle ihn auf den Arm nehmen oder provozieren. Ihm sei klar gewesen, so habe er damals gedacht, daß er dem Staat, »gegen den ich über sechs Jahre gekämpft hatte, obgleich legal, ein Dorn im Auge war«. Nolde befürchtet, daß man ihn mit allen Mitteln aus dem Verkehr ziehen will, außerdem hat er zwei offene Bewährungsstrafen wegen gefährlicher Körperverletzung. Allmählich merkt er jedoch, daß es bitter ernst und keiner der Beamten zu Späßen aufgelegt ist. Er überlegt, denkt an Lutz Schillok, der immer ein langes Messer bei sich trägt, an dessen Streit mit den beiden Wittenbergern, die Gaswolke. Sollte der...? Wenn Schillok zugestochen hat, dann kann er, Nolde, nur hoffen, daß die Polizei ihn und die Tatwaffe schnell findet, sonst würde er in Verdacht geraten. Nolde ist abwechselnd siedend heiß und eiskalt.

Die vernehmenden Beamten des Staatsschutzes, zeitweilig drei auf einmal, erklären ihm, daß seine Lage aussichtslos sei. Sie nehmen ihn nach allen

Regeln der Kunst in die Mangel. Wenn Lutz Schillok die zwei Wittenberger Neonazis erstochen habe, habe er, Nolde, das sei sonnenklar, einen der beiden festgehalten, während Schillok mit dem Messer auf ihn losging. Die Folgen seines Verhaltens werde er noch zu spüren bekommen. Seine Familie würde Nolde auf lange Jahre nicht mehr wiedersehen, er wäre im Gefängnis, wenn sein Sohn eingeschult würde. Er könne seine Situation nur verbessern, wenn er endlich mit der Wahrheit herausrücke: Er sei Mittäter gewesen. Nur diese Aussage könnte einen Richter noch ein wenig gnädig stimmen.

Die Vernehmungen halten an, Stunde um Stunde redet man auf ihn ein. Die Beamten verstehen ihr Handwerk, sie kochen Nolde langsam weich. Sie lassen ihm keine Chance, auszuweichen oder in Ruhe nachzudenken. Sie haben auch keinen Anlaß dazu. Es geht um einen zweifachen Mord. Und den werden sie aufklären. Nolde fühlt sich, wie er sich heute erinnert, »immer schwächer, ohnmächtiger und willenloser«. Der Druck wird immer größer, er weint, fleht, jammert, er sei unschuldig, er verabscheue die Tat. Aber das macht keinen Eindruck bei den hartgesottenen Beamten. Irgendwann unterschreibt er ein Protokoll, in dem steht, was die Ermittler hören und lesen wollen. Er will nur noch, daß die Tortur ein Ende hat. Unmittelbar darauf erläßt ein Staatsanwalt den Haftbefehl. Die Anklage lautet: »gemeinschaftlicher Doppelmord«.

Am nächsten Tag, in der Untersuchungshaftanstalt in Berlin-Moabit, widerruft Detlef Nolde seine Aussage. Nein, er habe weder etwas gesehen noch sei er an der Tat beteiligt gewesen. Doch das klingt unglaubwürdig. Der Haftrichter denkt wahrscheinlich, Nolde habe erst jetzt begriffen, was er getan habe, und wolle sich im nachhinein reinwaschen.

Allein in der Zelle, überlegt der Neonazi und »Kameradschaftsführer« Detlef Nolde, was mit ihm geschehen ist. Niemand steht ihm bei. »Mein Leben war aus, dessen war ich mir sicher.« Warum ich? fragt er sich wieder und wieder. Schillok hat zwei Menschen erstochen, warum, weiß er nicht. Er, Nolde, hat nichts gesehen, nichts mitbekommen. Es hatte keine Unterhaltung im Auto gegeben, er hatte mehr oder weniger im Vollrausch geschlafen, auch von einem Streit, der der Tat vorausging, hatte er nichts gehört. In diesem Augenblick beginnt er Lutz Schillok zu hassen, weil er ihm das Dilemma, in dem er sich befindet, zu verdanken hat.

Zunächst wird er in eine Einzelzelle verlegt, dann in eine sogenannte Wohngruppe in der Justizvollzugsanstalt Moabit. Wenn man den Nazi-Aussteiger Detlef Nolde heute fragt, wie er die folgenden Wochen im Gefängnis überschreiben würde, um sich und seine Situation zu schildern, antwor-

tet er: »Allein mit meinen Gedanken – eine Befreiung.« Allein zu sein heißt: nichts tun zu können, sich nicht ablenken zu können. Keine »Sache«, die über allem steht und die immerwährende Aktivität fordert. Keine »Kameraden«, die indoktriniert werden müssen. Nein, Nolde hat nur sich und das, was in seinem Kopf vor sich geht. Er beginnt, ein Tagebuch zu schreiben, »etwas, was ich draußen nie getan hatte«. Er ist gezwungen, sein Leben an sich vorbeiziehen zu lassen, seine Kindheit, seine Träume, seine Familie und das, »was viele Jahre mein Leben in allen seinen Facetten geprägt und alle Bereiche durchdrungen hat: den Nationalsozialismus, ›meine‹ Weltanschauung für immer, wie ich dachte«.

Detlef Nolde wächst bei seiner Mutter im Osten Berlins im Stadtteil Johannisthal auf. Er ist ein Einzelgänger, schon als Schüler. Die wichtigste Person für ihn ist sein Großvater. Der war im Weltkrieg bei der Luftwaffe gewesen, als Kriegsfreiwilliger; er ist in Afrika verwundet und danach entlassen worden. Der Großvater hat als Folge der Verletzung ein steifes Bein, liegt oft für Stunden im Bett und ist froh, wenn er Gesellschaft bekommt. Auch Detlef freut sich, wenn er dort sein kann. Der Großvater besitzt viele Bücher, die den Krieg beschreiben. Und der Junge nimmt gierig alles auf, was er erfahren kann. Zu Hause gibt es keine Literatur, die ihn interessiert. »Ich habe meinen Großvater gelöchert«, erinnert er sich, er habe alles von damals wissen wollen. »Mein Großvater war der erste«, meint er heute, »der mich mit seinen Reden, mit Texten und Bildern ungewollt an den Nationalsozialismus heranzuführte.«

In der Schule schlägt sich Detlef mehr schlecht als recht durch, er ist unauffällig und macht keine Probleme. Er mag jedoch nicht, wenn ihm jemand sagt, was er tun und lassen soll. An den Erzählungen des Großvaters findet er vor allem interessant, daß sie entschieden davon abweichen, was er in der Schule über die deutsche Geschichte lernt. Die Zeit des Nationalsozialismus beginnt ihn mehr als alles andere zu faszinieren. Detlef weiß damals noch nicht viel, aber er merkt schnell, daß niemand gern darüber redet. Als er ein Bild von Hitler und Goebbels und eine Hakenkreuzfahne in seinem Kinderzimmer aufhängt, sind diese am nächsten Tag verschwunden. Seine Mutter hat sie schnell wieder abgehängt. Doch sie will nicht darüber diskutieren, obwohl sich Detlef beschwert.

Das letzte Schuljahr, 1986, schließt Detlef Nolde mit einer »Eins« in Staatsbürgerkunde ab. Die hervorragende Note wird begründet mit dem Satz, der Schüler habe sich »ausgiebig mit der sozialistischen Weltanschauung befaßt«. Doch die Wahrheit sieht anders aus: Der 17jährige hält sich mit seiner wahren Meinung zurück. Er sieht die Gesellschaft, die ihn umgibt,

kritisch, fühlt sich gefangen, schikaniert und bespitzelt, obwohl es keinen konkreten persönlichen Anlaß gibt, so zu denken, und er verfolgt im Fernsehen jeden Bericht über Leute im Westen, die Gegner der DDR sind. Mit Spannung sieht er Reportagen über die Neonazis im Westen, vor allem über Michael Kühnen. Jeden Satz, den der in den Medien von sich gibt, saugt Detlef gierig in sich auf.

Nolde schafft sich seine eigene kleine Welt, von der er niemandem etwas erzählt, weder seiner Mutter noch seinem Großvater. Im Alter von 17 Jahren fühlt er sich als Nationalsozialist, obwohl er niemanden kennt, der seine Meinung teilt. Er traut sich auch nicht zu fragen, weiß nicht, wie er Kontakt zu anderen finden könnte, die ähnlich denken.

Nach der Schule macht Detlef eine Lehre als Zimmerer. In dieser Zeit lernt er Menschen kennen, die ganz anders sind als er, Mitglieder der oppositionellen »Jungen Gemeinde«, Punks und sogenannte »Anarchos«. Er begleitet sie zu Konzerten und trampft sogar quer durch das Land. Daß seine neuen Bekannten ablehnen, was auch er als »verlogen, spießig und bedrückend« empfindet, gefällt ihm. Doch er teilt ihre politische Meinung nicht. Er lebt in seiner verschlossenen, einsamen Welt und läßt sich durch das Lebensgefühl der anderen nicht beeinflussen. Daß er sich als »nationaler Sozialist« fühlt und Hitler und andere Nazi-Größen als Vorbilder hat, bleibt sein Geheimnis.

Nur mit einem diskutiert er manchmal: mit Tim, mit dem er sich bestens versteht, der aber politisch genau das Gegenteil denkt. Auf einem Foto stehen beide, zusammen mit den Arbeitskollegen, nebeneinander: Beide tragen schwarze Kleidung, Detlef hat einen Seitenscheitel, Tim einen Pferdeschwanz, ersterer ein SA-Koppelschloß, letzterer ein Koppelschloß der sowjetischen Soldaten.

Als Neonazis und Hooligans 1987 die Konzertbesucher in der Zionskirche überfallen, wird Detlef Nolde vollends klar, daß er und sein Freund Tim nicht auf derselben Seite stehen. Tim und seine Freundin hatten am Konzert teilgenommen und drinnen in der Kirche versucht, sich des Überfalls der Rechten zu erwehren. Nolde kannte zwar keinen der Angreifer, weil er noch keine Kontakte zur »Szene« hatte – auch lehnt er Skinheads und Hooligans ab, weil die ihm zu undiszipliniert und »unordentlich« sind –, doch insgeheim sympathisierte er mit den Tätern, weil er sie, wie sich selbst, ins rechte politische Spektrum einordnete. Heute kann er über seine damalige Meinung nur den Kopf schütteln: »Ich stellte mich gegen meine Freunde und im Geiste zu Leuten, die ich ablehnte – die Ideologie wollte es so.«

In den Wochen nach dem Überfall wird der Kontakt zu Tim und den Kollegen schwächer. Mehr aus Langeweile, ohne wirklich andere Leute treffen zu wollen, besucht Detlef Nolde die Kneipen in seiner Wohngegend. Er lernt eine Frau aus Hoyerswerda kennen, in die er sich verliebt. Sie verbringen einige Wochen zusammen, fahren sogar gemeinsam in das Konzentrationslager von Auschwitz. Vielleicht ahnt die junge Frau etwas von den Ideen ihres neuen Freundes und versucht, ihn davon abzubringen, ohne ausführlich mit ihm diskutieren zu müssen. Aber der Besuch in Auschwitz hat auf Nolde keine Wirkung. Ganz im Gegenteil. Er will jetzt endlich Gleichgesinnte finden, um sich darüber auszutauschen, was ihn seit Jahren beschäftigt.

Nolde besucht nun regelmäßig ein Lokal, das als Treffpunkt der rechten Szene im Osten Berlins gilt. Die Leute, auf die er dort trifft, sind zwar keine überzeugten Neonazis und auch nicht organisiert, aber sie sympathisieren mit rassistischen und antisemitischen Ideen. Schnell gelingt es ihm, sie für seine Ziele einzuspannen. Endlich kann er, wie er das heute einschätzt, »effektiver und offener meine Ideen verbreiten«. Die meisten Aktionen jedoch macht er zunächst noch allein. In vielen Nächten fertigt er Propagandamaterial an, läßt Flugblätter in Telefonzellen und in der S-Bahn liegen, klebt Spickzettel an Wände, die den Geburtstag Adolf Hitlers verherrlichen, wirft seine Propaganda in Briefkästen im Stadtteil Berlin-Treptow, wo er jetzt wohnt, und schreibt anonyme Leserbriefe an Zeitungen. Seine neuen Bekannten ködert er damit, daß er eine »FAP-Ortsgruppe Berlin« gründen will. Zwar hat er zu niemandem aus dieser kleinen Nazi-Partei aus der Bundesrepublik persönlichen Kontakt, er konnte sich aber deren Werbematerial besorgen. Noch existiert die Gruppe jedoch nur auf dem Papier und in Detlef Noldes Kopf.

Nach der Wiedervereinigung wird das schnell anders. Detlef Nolde zieht in den Arbeiterbezirk Berlin-Wedding, wo er sofort Kontakt zur »Deutschen Volksunion« und zur NPD aufnimmt. Man lädt ihn zu Veranstaltungen ein. Da er einer der ersten ehemaligen DDR-Bürger ist, die dort auftauchen, wird er freudig begrüßt und willkommen geheißen. Und er bekommt eine Aufgabe: Weil die Neonazis aus dem Westen kaum Kontakte im Osten haben, soll Nolde dort die »Mitteldeutschen Nationaldemokraten« aufbauen – eine Tarnorganisation der NPD. Nolde scharht schnell Sympathisanten um sich und zieht, um besser seine politischen Ideen umsetzen zu können, wieder zurück nach Ostberlin, nach Johannisthal.

Seine erste Demonstration als bekennender und jetzt organisierter Neonazi erlebt Nolde am 1. Mai 1990 in Leipzig. Er und seine »Kameraden« von der Ost-NPD werden von Linken mit Steinen und Flaschen empfangen

und von der Polizei durch die Stadt gejagt. Doch das schweißt die Gruppe nur fester zusammen. Ihre Gegner sind für sie Leute, die die DDR und das Regime der SED wieder etablieren wollen. Und das wollen die Rechten mit aller Macht verhindern.

Bald löst eine Veranstaltung die andere ab, überall ist Detlef Nolde dabei. Burschenschaftstreffen in Eisenach im Juni 1990: Mehr als 200 Neonazis der NPD und ihrer Jugendorganisation treffen sich an der Wartburg und feiern zusammen mit Korpsstudenten und deren »Alten Herren«. Kundgebung der NPD in Görlitz im August: Ein halbes Hundert Rechtsradikale fordert ein »Bundesland Schlesien«; anschließend ziehen sie zur Grenze und prügeln sich mit der polnischen Polizei. Demonstration vor der sowjetischen Botschaft in Berlin: Neonazis fordern »Freiheit für Litauen«. Großveranstaltung der DVU in Passau im Februar 1992: Zwei Passanten werden auf offener Straße zusammengeschlagen, Scheiben gehen zu Bruch; die Rechten versuchen, ein linkes Jugendzentrum zu erstürmen, mehr als sechzig Neonazis werden festgenommen. Rudolf-Heß-Demonstration in Bayreuth: Auf der Rückreise greifen Neonazis an mehreren Autobahnraststätten Menschen an, die sie für Linke halten, schießen Leuchtraketen ab und demolieren Busse mit Flaschen. »Heldengedenkmarsch« am Soldatenfriedhof im Brandenburgischen Halbe: Detlef Nolde marschiert bei der militanten »Nationalistischen Front«. Fahrt nach Österreich zu einer Vortragswoche der neofaschistischen »Deutschen Kulturgemeinschaft«. Besuch der Weitlingstraße und dort ein »Arbeitstreffen« mit dem Hamburger Neonazi Christian Wulff, »um die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zu prüfen«.

Ganz gleich, um welche der vielen kleinen Organisationen und sektenähnlichen Nazi-Gruppen es geht, Detlef Nolde mischt an prominenter Stelle mit: bei der NPD und den »Jungen Nationaldemokraten« ohnehin, bei der DVU, bei der FAP. Zur ersten Bundestagswahl nach der Wiedervereinigung kandidiert er als NPD-Kreisvorsitzender Ost-Berlin und gehört dem Landesvorstand der NPD an.

Mitte der neunziger Jahre ist Detlef Nolde der wichtigste neonazistische Drahtzieher in Berlin. Er gründet mehrere »Kameradschaften«, zieht sich Gleichgesinnte heran, denen er später die Führung der Gruppe übergibt, um selbst neue zu organisieren. Er definiert sich als Nationalsozialist im Sinne Hitlers, obgleich die Partei zu vorsichtig ist, um sich offen zu dieser Weltanschauung zu bekennen. Nolde beschwert sich deshalb über die »Anti-NS-Töne« einzelner Nationaldemokraten. Er hält nichts von Taktiererei und fühlt sich persönlich angegriffen, wenn ihn jemand als »NS-Nostalgiker« bezeichnet. Detlef Nolde ist ein waschechter, überzeugter Neonazi, der sich

seine krude Ideologie autodidaktisch beigebracht hat. Er hält sich für »führertreu« und will keinen Millimeter von dem abweichen, was er unter der »reinen Lehre« versteht. Das macht ihn gefährlicher als diejenigen, die sich Meinungen von anderen vordenken lassen, den Mitläufern, die alles nachplappern, was ihnen erzählt wird.

Seine politischen Ideen sind so fest wie eine Religion, wie die eines Sekterers. Seit 1990 ist Detlef Nolde in das ultrarechte Milieu eingebunden. Er läßt sich nie bei Straftaten erwischen, gehört aber zu den gefährlichsten Hetzern und Drahtziehern im Hintergrund – ein Organisator, der junge Leute manipuliert, deren zum Teil vage Sympathien für nationalistische, rassistische und antisemitische Ideen ausnutzt und sie politisch formt. Er denkt, er wüßte, was gemacht werden muß. Und er kennt keine Zweifel, weil er seit früher Jugend an nichts anderes geglaubt hat. Seine Weltanschauung, die er sich früher selbst aus Versatzstücken und Büchern zusammengesucht hat, scheint für ihn selbst nur Vorteile zu haben: Wenn er angegriffen wird, bestätigt ihn das, in einer Welt voller Feinde zu leben, es bestätigt ihn in seiner Überzeugung, einer kleinen, verschworenen Gemeinschaft anzugehören, die den vermeintlichen Irrglauben der Mehrheit nicht teilt. Er kämpft für ein Ziel, für das große Ganze, das Volk, so wie er sich das vorstellt, und das wird ihn, so seine Hoffnung, dafür irgendwann belohnen.

Er will sein Leben für »die Sache« opfern. Niemand würde ihn mit Argumenten erreichen. Was seiner Meinung widerspricht, tut er als unwichtig ab, ja, er nimmt abweichende Meinungen erst gar nicht zur Kenntnis. Warum sollte er auch? Er hat seine »Kameraden«, die ihn bestätigen, die Jüngeren bewundern ihn, befolgen das, was er vorschlägt. Dennoch bleibt er einsam und ein Einzelgänger. Er hat keine Freunde, nur »Kameraden« und Kumpel. Mit niemandem kann er über sein Innerstes reden, auch nicht mit seiner Frau. Er verschanzt sich hinter der Maske des Anführers, von dem alle glauben, daß nichts ihn erschüttern könnte.

Und je gefährlicher der Neonazi Detlef Nolde in den Flugblättern der Antifa geschildert wird, um so mehr bestätigt sich das Bild, das die Gleichgesinnten von ihm haben – und er von sich selbst. In Wahrheit ist es ganz gleich, in welcher Nazi-Organisation er agitiert. Er braucht nur soviel Freiraum, daß er das Gefühl hat, nicht bevormundet zu werden. Er handelt autonom, ist niemandem Rechenschaft schuldig und macht sich über die Folgen kaum Gedanken. Die Idee ist alles. Wer sich dem nicht beugt – die politischen Gegner, die »Linken« oder diejenigen, die sich den Nazis in den Weg stellen und Opfer von Gewaltorgien werden –, ist selbst schuld.

Nach dem Doppelmord, in der Haft, hat Detlef Nolde zum ersten Mal das Gefühl, nachdenken zu können. Er spürt plötzlich leise Zweifel, ob sein Leben in der richtigen Bahn läuft. Schon in den Wochen vor dem verhängnisvollen Polterabend mit seinen schrecklichen Folgen verspürte er ein Bedürfnis nach Ruhe; manchmal wollte er sich besinnen. Aber nicht im Traum wäre ihm eingefallen, sich von der rechten Szene zu distanzieren. »Die Zweifel waren mir nicht geheuer«, sagt er, »ich verdrängte sie.« Er wollte nur frei sein von permanenter politischer Arbeit, vom Aktionismus. Da war ein Wunsch »nach Ruhe für mich selbst, um mir über etwas klar zu werden«. Aber worüber? Er spürte nur eine Art Wende in seinem Leben. Und diese zaghafte Ahnung wird jetzt durch die Einsamkeit der Zelle »im Turbobetrieb« beschleunigt, so daß sie an die Oberfläche und in das Bewußtsein dringt. Nun wird ihm klar, nach langen, leeren Tagen und Nächten, in denen er nicht schlafen kann, daß er am Anfang eines Weges steht, am Ende einer weltanschaulichen Orientierung, »die nicht die meine war«.

Doch noch ist es nicht soweit. Nolde läßt sich in seine Hoffnungslosigkeit fallen, malt sich seine persönliche Zukunft in den schwärzesten Farben aus. Nach allen Prognosen, wie die Gerichtsverhandlung verlaufen und das anschließende Urteil lauten würde, kann er mit mindestens zehn Jahren Gefängnis rechnen. Es wäre nicht der erste Justizirrtum, redet er sich damals ein. Doch der Gedanke daran läßt ihn fast irre werden. »Das mache ich nicht mit«, sagt er sich immer wieder, »das werde ich nicht aushalten«, zumal er ja überzeugt ist, daß ihn an dem Doppelmord nicht die geringste Schuld trifft.

Immer drängender wird der Gedanke, sich umzubringen. Der Freitod erscheint ihm fast zwangsläufig, ja notwendig zu sein, weil er fürchtet, daß er eine Haftstrafe nicht überstehen würde. »Ich bin nicht der Mensch dafür.« Seine Gedanken haben ein Fazit: »Ich lernte, welchen entscheidenden Wert die Freiheit für mich hat. Ein Leben ohne Freiheit ist wie lebendig begraben zu sein.« Das erinnert ihn an seine Jugend in der DDR. Schon damals konnte er die Menschen nicht verstehen, »die sich gemütlich in einer Diktatur einrichteten«, die sich anpaßten, anstatt diese zu bekämpfen oder zu flüchten. Erst recht kann Nolde diejenigen nicht verstehen, die sich mit ihrem Dasein hinter Gittern angefreundet hatten. Davon lernt er einige im Gefängnis kennen. Er sei fasziniert gewesen, sagt er, daß so etwas möglich sei, »aber ich konnte das nicht, dafür war ich nicht geschaffen«.

Plötzlich fühlt sich Nolde so sensibel, wach und offen, »wie von Geisterhand befreit von ideologischer Schlacke«. Zum ersten Mal seit vielen Jahren geht er auf Leute zu, die er bis dahin prinzipiell abgelehnt hatte, weil er weltanschaulich verblendet war. Er lernt Menschen nichtdeutscher Her-

kunft kennen, Mitgefangene, die keine »lieben ausländischen Mitbürger« sind, sondern einiges auf dem Kerbholz haben. Und diese Kontakte werden ihm wichtig. Er gibt sogar zu, daß viele Ausländer »mir sympathischer waren als die meisten Deutschen, die mich in ihrer Falschheit, Rohheit, Niedertracht und in ihrem Egoismus anwiderten«. Seine verbohrtete Idee vom germanischen Herren- und Übermenschen wird durch die Realität ad absurdum geführt. Und er beginnt zu lernen: »Das, was für andere selbstverständlich ist, den Menschen als solchen zu sehen und ihn nicht von vornherein abzuwerten oder zu idealisieren aufgrund von lebensfremden Dogmen.«

Nach mehreren Wochen Untersuchungshaft hat er das Gefühl, daß auch die Rassentheorie, mit der er zahlreiche Jugendliche traktiert und in der er sie geschult hatte, »die tragende Säule des Nationalsozialismus«, in sich zusammenbricht. Ihm erscheint es plötzlich unbegreiflich, daß er jemals »diese Kopfgeburt als die einzige und angeblich naturgesetzliche Weltanschauung« vertreten und anpreisen konnte. Das, woran er seit seiner Jugend wie an eine Religion geglaubt hat, fällt in der Haft wie ein Kartenhaus zusammen. Immer denkt er an seine Frau und seine Kinder, an seine Mutter und seine Schwester, und er befürchtet, sie nie in Freiheit wiederzusehen. Während der Besuchstermine bricht er in Tränen aus, Gefühle brechen hervor, die er sich früher nie gestattet hätte. Der Abschied von den Kindern fällt ihm am schwersten. Er ist so verzweifelt, daß er seiner Frau schreibt, sie möge die Kinder nicht zu den Besuchen mitnehmen, das könne er nicht ertragen. »Ich konnte nicht mehr, ich war am Ende, ohne Hoffnung, unschuldig in Haft.«

Nolde ist so mit seinen Nerven am Ende, daß er regelmäßig, wenn der Leiter der Wohngruppe am Abend die Zellentür schließt, in Schluchzen verfällt und nicht einschlafen kann. Seine Trauer bricht sich Bahn, und es dauert sehr lange, bis er Ruhe findet. Dann setzt er sich nieder und schreibt seine Gedanken auf. Das hilft ihm über das Schlimmste hinweg. So geht es jeden Tag. »Diese Mischung aus Traurigkeit, Ungewißheit, keine Hoffnung zu haben, warf mich auf meinen Urgrund, mein Selbst zurück.« Heute sagt Nolde, daß er sich damals zum ersten Mal selbst kennengelernt habe. Alle Ungerechtigkeiten, »alles Böse, daß ich in meinem Leben tat«, kommen ihm in den Sinn und lassen ihn bereuen. Er schämt sich vor sich selbst. Und in dem Maß, wie er sich selbst kennenlernt, so beschreibt er seine Gefühle, lernt er auch andere besser kennen. »Ich sah, daß alle Menschen im Grund ihres Wesens gleich sind, und auch, daß ich nicht das Recht habe, andere Menschen zu verurteilen.«

Detlef Nolde beginnt, sich mit dem Tod und mit dem Sterben auseinanderzusetzen. Noch vor wenigen Monaten hätte er nicht eine Sekunde an dieses Thema verschwendet. Er besucht die Gefängnis-Gottesdienste, er, der noch vor kurzer Zeit bekennender Nationalsozialist war. Er braucht einen Halt. Wenn es einen Gott gibt, fragt er sich, will der, daß ich jetzt mein Leben beende? Ich bin doch unschuldig! Jetzt, da ich aufgewacht, frei geworden bin, wo das Leben beginnen kann: Jetzt sollte alles vorbei sein? Heute meint er, daß ihm der Glaube an ein höheres Wesen, an einen Gott und an Schutzengel ein wenig Kraft gegeben habe, die Monate hinter Gittern zu überstehen. Das, was er damals für Gott hielt, sei die Stimme seines Gewissens gewesen, seine Intuition. Und er will darauf hören.

Dann erhält er unerwartete Post. Der Brief kommt von Ursula Müller, der Vorsitzenden der »Hilfsorganisation für nationale politische Gefangene« (HNG) – eine Gruppe von Neonazis, die ihre »Kameraden« in den Gefängnissen betreut. Sie bietet Hilfe an. Nolde ist zwar erfreut, daß ihn jemand für unschuldig hält, doch ist ihm mittlerweile klar geworden, »daß die Zeit des Nationalsozialismus und mein Glauben an diese Idee hinter mir lag«. Er antwortet, daß er die Tat des Lutz Schillok für »rein kriminell« hält und ohne politischen Hintergrund, daß sie ihn nicht in die Gefangenenliste der HNG aufnehmen solle und daß er aus der Szene für immer aussteige.

Er, Detlef Nolde, will aus der Neonazi-Szene aussteigen! Der Brief ist das erste öffentliche Signal, ein Fanal für die draußen, die meinen, sie müßten dem Neonazi und »Kameradschaftsführer« beistehen, ihn aufmuntern.

Dann, im Oktober, beginnt die Gerichtsverhandlung. Die Zeugen treten auf, zwei Neonazis aus Wittenberg: Enrico P., der Fahrer des Wagens, in dem alle gesessen hatten, und das Mädchen, deren Freund erstochen worden war. Die bekundet vor dem Richter, sie habe gesehen, wie Detlef Nolde, den sie vorher nicht kannte, eines der Opfer festgehalten habe, während Lutz Schillok auf den Mann einstach. Nolde sinkt auf seinem Stuhl zusammen. Er will nicht glauben, was er soeben gehört hat. Doch das Mädchen scheint immer noch unter Schock, sehr verwirrt. Sie verwickelt sich in Widersprüche.

Anders äußern sich die restlichen Zeugen. Alle, auch der zur Tatzeit als einziger nüchterne Enrico P., lassen keinen Zweifel daran, daß Detlef Nolde an der Tat nicht beteiligt war. P. sagt aus, daß Nolde, während Schillok den beiden Opfern die tödlichen Stiche versetzte, abseits gestanden habe, somit niemanden habe festhalten können.

Ein Wunder geschieht – so empfindet es Detlef Nolde. Am 19. November 1997, am letzten Verhandlungstag, beantragt die Staatsanwaltschaft für

ihn zwei Jahre Haft – wegen »gefährlicher Körperverletzung und Beteiligung an einer Schlägerei« – und bis zum Antritt der Strafe Haftverschonung. Der Antrag des Staatsanwalts und der Beschluß des Gerichts, diesem Antrag stattzugeben, sind für Nolde so »überwältigend und unerwartet«, daß er es kaum fassen kann.

Am nächsten Tag steht Detlef Nolde vor dem Gefängnis. Seit seiner Verhaftung sind sieben Monate vergangen. Vor dem Gebäude warten einige Journalisten. Nolde, der über seine veränderte politische Gesinnung keine Auskunft gibt, sagt, er werde gegen das Urteil, zweieinhalb Jahre ohne Bewährung, Revision einlegen. Aber in seinem Inneren ist er heilfroh, daß der ursprüngliche Vorwurf des Doppelmords vom Tisch ist.

Als Nolde in seiner Wohnung ist, wo seine Frau und seine Kinder ihn begrüßen, kommt es ihm vor, als habe sich die ganze Welt verändert, als sei er mehrere Jahre fortgewesen. Nachdem die Kinder sich schlafen gelegt haben, gibt er seiner Frau das Tagebuch, das er in den letzten Monaten geschrieben hat, und eröffnet ihr, daß er sich vom Nationalsozialismus, von der Rassenlehre und vom Antisemitismus, den er gepredigt hat, gelöst habe. Er fühlt sich nicht mehr als »Deutscher«, sondern nur mehr als Mensch. Das »Deutsche« sei von ihm, so sagt er, »abgefallen wie ein schlechtes Gewissen«. Seine Frau kann zunächst kaum nachvollziehen, was geschehen ist, nicht, weil sie so denkt wie ihr Mann vor den Ereignissen, sondern weil sie ihn bis dahin nur als fanatischen, überzeugten Neonazi kannte. Aber in den nächsten Tagen und Wochen beweist sich, daß sie ihm glaubt und daß sie selbst beginnt, über das Gewesene nachzudenken. Sie habe sich klargemacht, so sieht das Nolde, daß die Familie auf einen gefährlichen Weg zugesteuert wäre.

Im Jahr 2001 sehen sich einige der Personen, die Zeugen des Doppelmords waren, vor Gericht wieder. Der Haupttäter Schillok wird das Gefängnis auf absehbare Zeit nicht mehr verlassen. Bei der Verhandlung geht es um die Schadensersatzansprüche der Angehörigen der beiden Opfer. Da der Täter mittellos ist, versuchen die, vertreten von einem Rechtsbeistand des Landes Berlin, ihre Ansprüche geltend zu machen. Der Tathergang wird noch einmal aufgerollt.

Auch Detlef Nolde wird als Zeuge vernommen. Das Gericht nimmt mit einem überraschten, aber wohlwollenden Kopfnicken zur Kenntnis, daß er aus der militanten rechten Szene ausgestiegen ist. Doch das entläßt ihn nicht aus der sogenannten »gesamtschuldnerischen Haftung«: Obwohl Nolde mit dem Doppelmord nichts zu tun hatte, wurde er verurteilt, weil er an der

»körperlichen Auseinandersetzung« beteiligt gewesen war. Nolde hatte weder die Opfer festgehalten noch bei den tödlichen Stichen »assistiert«, wie es in vielen Zeitungen und auf Websites zu lesen war. Er hatte den Opfern »nur« Tränengas in die Augen gesprüht. Deshalb soll er die rund 40 000 Mark zahlen, die die Angehörigen der Opfer fordern. Und so wird, so will es das Recht, Nolde für die Folgen der Tat einstehen müssen.

Die Schuldenlast als mittelbare Folge der Bluttat, die sein damaliger Gesinnungsgenosse zu verantworten hat, wird auf absehbare Zeit wie ein Damoklesschwert über ihm hängen. Aber Nolde weiß, was für ihn heute wichtig ist. Und das hilft ihm über die düsteren Gedanken, was die Zukunft bringen wird, hinweg. »Meinen Ausstieg verdanke ich keinem anderen Menschen, nur meiner inneren Stimme«, sagt er. Durch »ein Meer von Tränen« habe er zu sich selbst finden können. Auch in der letzten Haft sei er viel allein gewesen. Er hatte Zeit, sein Leben noch einmal zu überdenken. »Ich bin dankbar auch für diese Zeit meines Lebens.«